

Das letzte Reduit

Der Skisport ist kein Abbild der Schweiz. Auf den Einfluss der Migration versucht die Skilobby mit grossem Aufwand zu reagieren. Doch ist Skifahren ein schützenswertes Kulturgut? Von Benjamin Steffen

Wenn ein Milliardär die «Alinghi» zum berühmtesten Boot der Welt macht, ist die Schweiz eine Segelnation. Wenn nicht nur Roger Federer international geachtet ist, sondern auch Stan Wawrinka oder Belinda Bencic, ist die Schweiz eine Tennisnation. Und wenn das Nationalteam regelmässig an Endrunden teilnimmt, ist die Schweiz eine Fussballnation. Identifikation ist wandelbar, erst recht im Sport. Nur das eine Selbstverständnis scheint unangetastet: dass wir eine Skination sind.

So abstrakt der Begriff der Nation ist, so klar glaubten die Schweizer ewiglich zu wissen, was der Begriff der Skination zu bedeuten hat. Alles fährt Ski; jede und jeder lernt es; jeder und jede schaut es, wenn im TV ein Rennen läuft. Nadig und Russi, Schneider und Zurbriggen, Nef und Cuče, sechs Namen aus über 40 Jahren, die den Skirennsport am Leben und das Interesse am Kochen hielten.

Dem ist nicht mehr so. Die Affinität für Skisport ist Menschen in der Schweiz nicht mehr in die Wiege gelegt. In gewissen Kreisen ist oft zu hören, wie die Neugier ehemals kultiviert worden sei; wie sich Schweizerinnen und Schweizer in Stuben und Berghäusern vor dem TV versammelt hätten; und wie Nadig und Russi, Schneider und Zurbriggen, Nef und Cuče unbezwingbar waren. Und waren sie es nicht, redeten es sich die Schweizer ein. Es schwingt immer etwas Übertreibung mit, aber vor allem Nostalgie und grosses Erstaunen über die heutige Kluft zwischen Erinnerung und Wirklichkeit; zwischen der Überzeugung, eine Skination zu sein, und der Feststellung, dass Skirennen nur noch im einstigen Ausmass interessieren, wenn es sich um einen Grossanlass handelt. Oder um eine Classique wie die Lauberhornabfahrt vom Samstag. Aber sonst?

Gefahr statt Chance

Es mag auch daran liegen, dass die Schweizer nicht mehr unbesiegbar sind und es sich auch niemand mehr einredet. Aber ob Yule schnell Slalom fährt oder Gut eine Abfahrt gewinnt, ist nicht entscheidend. In der Schweiz fahren schlicht weniger Leute Ski. Am deutlichsten zeigt sich dieser Trend in den Statistiken der Bergbahnen, die immer wieder rückläufige Frequenzen vermelden. Die Gründe liegen in Veränderungen, die über Sport hinausgehen. Etwa: in gestiegenen schulischen Ansprüchen und breiteren Freizeitangeboten für Kinder – so ein beliebter und richtiger Allgemeinplatz.

Mit mehr Tiefgang ist auch bei dieser Thematik der Migration zu begegnen. Die auf alpinen Tourismus spezialisierte Beratungsfirma «grischconsulta» wertete Grundlagen des Bundesamts für Statistik aus. Demnach wachsen in der Schweiz 50 Prozent der Kinder unter 15 Jahren in einem Haushalt mit Migrationshintergrund auf (603 000 Kinder, Stand Ende 2013). Rund ein Viertel ist ausländischer Nationalität (25,5 Prozent), ein Viertel ist eingebürgert oder hat mindestens einen Elternteil mit Migrationshintergrund. Von diesen gut 600 000 Kindern stammen die meisten aus Portugal, Deutschland, Italien, Kosovo, Serbien, Frankreich, Mazedonien, der Türkei, Spanien, Grossbritannien, Sri Lanka, Eritrea sowie Bosnien-Herzegowina (zwischen 15,9 und 1,7 Prozent). Die wenigsten dieser Länder haben eine Skisport-Tradition, was fundamental anders ist als im Fall des restlos globalisierten Fussballs. Für den Aufschwung des Schweizer Fussballnationalteams gilt die Integration von immer mehr Secondos als zentraler Faktor. Das Migrationsthema bietet auch im Fussball heikle Aspekte, ein Nationalspieler spricht von richtigen und anderen Schweizern, in den Medien ist vom «Balkan-Graben» die Rede. Aber auch wenn's niemand so offen sagt: Im Fussball wird die Migration gemeinhin als Chance verstanden, im Skisport eher als Gefahr – als Gefahr für den Fortbestand der Skination.

Die Zusammensetzung der Fussballauswahl spiegelt seit Jahrzehnten die gesellschaftspolitische Entwicklung der Schweiz. Der Skisport hingegen ist kein Abbild des Landes, er steht für eine Urschweiz ohne allzu viele neue Einflüsse. In Ranglisten von Kinder-Skirennen sind Namen, die etwa auf osteuropäische Wurzeln schliessen lassen, in klarer Minderheit, von einem 50-Prozent-Ausländeranteil ganz zu schweigen. Noch deutlicher ist es bei Personen, die bereits eine Lizenz des Skiweltverbands FIS gelöst haben. Hiesige Verbandsfunktionäre verfügen über keine genauen Zahlen, wie gross der Anteil der Migrantenkinder im Skisport ist. Sie wissen einzig: Wir möchten sie mobilisieren. Und sie meinen: Haben wir die Kinder einmal begeistert, kommen sie immer wieder.

Ein Kenner der Materie sagt: «Will man den Skisport als Breitensport erhalten, geht es nicht anders, als mehr Menschen mit Migrationshintergrund auf die Piste zu bringen.» Und so kämpft die Skilobby um Nachwuchs, im Kleinen wie im Grossen, bei Ausländer- und Schweizer Kindern. Als Dachorganisation fungiert die politisch immer stärker verankerte Schneesportinitiative, die allerhand Interessenvertreter vereinigt, Sport- und Tourismusverbände, Bergbahnen, Fachhändler; auch Lehrerverbände gehören zu den Sympathisanten der Bewegung, die etwa bei der Organisation von Skilagern Hilfe bietet. Dahinter steckt erheblicher finanzieller Aufwand. Der Verband Swiss Ski spannt mit einem Grossverteiler zusammen und offeriert Familien für 85 Franken einen Skitag, Tageskarte und Mittagessen für alle inklusive.

Auch sonst unternimmt Swiss Ski allerhand Akquisitionsversuche, nicht nur für Alpinfahrer, sondern auch für viele andere Sparten (Snowboard, Langlauf, Biathlon, Skicross, Freeski), in der Regel von einem Namenssponsor unterstützt. Rund zwei Millionen Franken fliessen in diesen Mix aus Werbeaktion und Breitensportförderung; nicht eingerechnet sind Sonderkonditionen, die etwa Bergbahnen gewähren, damit solche Angebote überhaupt lanciert werden können. Lehrer und Trainer erzählen von Erlebnissen mit Mädchen und Buben, die nicht nur eine Premiere auf Ski feierten, sondern erstmals mit einer Gondel fuhren. Oder wie sich Kinder nach der Ausleihe im Geschäft die Ski anschnallten und losmarschierten – durch die Ladentür nach draussen, wo noch weit und breit kein Schnee war. Es ist nicht nur eine Kluft zwischen Migranten und Nichtmigranten, sondern auch zwischen Stadt und Land, Tal und Berg.

Die Frage der Verhältnismässigkeit

Das Werben um Skisportnachwuchs ist gross – aber in letzter Konsequenz ist es ein Werben, mit dem die Skilobby eine markante gesellschaftspolitische Entwicklung zu lenken versucht. Dieses Engagement fügt sich in den Kampf um Skirennen, wie er zuletzt im Berner Oberland zu sehen war, wo die Weltcup-Veranstalter Adelboden und Wengen partout rennbereite Strecken bereitzustellen versuchten. Weil lange kein Schnee fiel, produzierten die Adelbodner in einem Schattenloch Kunstschnee; zudem fuhren sie mit Lastwagen von der Grimsel Naturschnee herbei. Oder der Tourismusort Lenzerheide: Dessen Biathlon-Arena AG kauft für 700 000 Franken eine sogenannte Snowfactory, mit deren Hilfe Schnee produziert und schon im Oktober eine Langlaufloipe bereitgestellt werden soll. Sind solche Massnahmen verhältnismässig?

Es ist unbestritten, dass Weltcup-Veranstaltungen mit ihrer internationalen Resonanz stets auch ein Motor für den Tourismus sind. Doch betreffe es die Verbesserung der Infrastruktur oder das Werben um Kinder, die den Skisport erst seit gestern kennen – im Kern geht es um dieselbe grundsätzliche Frage: Wie sehr ist eine Generation verpflichtet, sportliche Traditionen der Altväter weiterzugeben? Und zwar: mit Absicht und Aufwand weiterzugeben, weil es Traditionen sind, deren Wahrung offensichtlich keiner Selbstverständlichkeit entspricht. Sie kostet Geld und Zeit. Wäre die sinkende Bedeutung nicht einfach hinzunehmen als Abbild einer Veränderung? Oder ist Skifahren ein Kulturgut, das auch unter dem Einfluss anderer Sitten und Bräuche unbedingt als erhaltenswert taxiert werden muss?

Wer sich mit dem Thema befasst, begegnet dem Gedanken, dass sich vor der Piste eine kulturelle Barriere befinde – die Piste als letztes Reduit-Element, nicht im Sinn der Verteidigung, aber des Rückzugs und der Wahrung uralter Schweizer Sitten. Es ist ein heikler Gedanke, weil es um Abschottung, vielleicht sogar um Ausgrenzung geht. Die Fussballnation Schweiz profitierte von der Migration, weil sie bereit war, andere Einflüsse zu akzeptieren. Die Skination Schweiz lebt viel mehr von Legenden und Mythen, von der Kraft eines helvetischen Selbstverständnisses, weil es um einen Wettkampf in purer Natur geht und die Skirennfahrer früher international viel erfolgreicher waren als die Fussballer. So gesehen steht die Skination vor einer viel grösseren Herausforderung als die Fussballer: Will sie blühen oder in alter Grösse fortbestehen, muss sie Menschen einbinden, die auf den ersten Blick wenig beitragen zur Prosperität, weil sie die Skisport-Tradition nicht kennen. Aber erst wenn die Skination Schweiz diese Integrationsleistung schafft, wird Skifahren zum Kulturgut, das erhaltenswert ist.